

(6. Fortsetzung.)

Plötzlich raffte er sich auf, brante eine Zigarette an und trat näher zu ihr.

„Wir werden bald weiter müssen“, sagte Freyung dann in dem Ton eines besorgten Bruders. „Es wird feucht, das könnte Ihnen schaden, Fräulein Mathilde.“

Und sie lächelte wieder leise. Seit 10 Uhr Morgens hatte er es vermieden, ihren Vornamen zu gebrauchen; jetzt brachte er ihn zum ersten Male wieder über die Lippen, folglich ... „Gut — brechen wir gleich auf“, sagte sie ruhig.

„Und wir sollen so aufbrechen.“ So ohne ...

„Was meinen Sie — ohne?“ Er antwortete zuerst nicht, dann kam es zögernd:

„Ohne ... uns ... wieder ...“ So sprachen Sie doch aus, Herr Freyung! — drängte sie.

„Sprechen? — Sie wissen ja, was ich meine“, versetzte er schon etwas ärgerlich. „Also ... ich meine, Sie sind mir böse, wegen ...“

„Ja — böse? Fällt mir nicht ein.“

Er blickte sie an und sah eben einen schalkhaften Zug von ihrem Gesicht verschwinden. Mit einem Male ergriff er ihre linke Hand und küßte sie.

„Et, ei“, sagte sie lächelnd und zog die Hand sachte zurück. Welcher Mißfall in die romantische Ritterzeit! Wer wird einer Frau die Hand fassen — die ist ebenso mit einer Epidemie bedeckt wie die des Mannes.“

„Sie sind ein böses Mädchen“, gab er zurück und riß ihre Hand wieder an sich und preßte heiße Küsse darauf.

„Der verliebte Martin Freyung ist eine halbromantische, halb rührende Gestalt“, sagte sie gutmütig scherzend und ließ ihm die Hand.

Er ließ sie plötzlich mit scherzhaftem Zorn zurück.

„Verliebt? O nein!“ rief er aus. „Blos ...“

„Sie sind ein sympathischer Mensch und ein hübsches Mädchen dazu, und deshalb bin ich Ihnen gut, aus ganzer Seele. Und nun, auf und nach Hause!“

Sie sprachen während der Fahrt zur Station nur noch von gleichgültigen Dingen, aber in vertraulich-freundschaftlicher Weise und Mathilde war zu ihm lebenswürdiger denn je.

Im Abteil, das sonst leer war, beschäftigten ihn offenbar erste Gedanken, er antwortete kurz und gestreut auf ihre Anregungen. Dann zog er die Augenbrauen zusammen, preßte die Lippen aufeinander, wie wenn er mit sich kämpfte, und etwas zurückdrängte, was er gern sagen wollte.

Mathilde beobachtete das Spiel mit Spannung und sprach nicht weiter.

Plötzlich sagte er sichtlich bewegt: „Mathilde, warum soll ich Bestens spielen ... Sie wissen ja doch, was in mir vorgeht ...“

„Ach, wie glücklich wäre ich, wenn ihr Vater plötzlich verarmen würde. Es kommt ja so häufig vor, daß so große Familien plötzlich zusammenbrechen. Ich hoffe, daß auch bei Schwendts das Leben auf großem Fuße nicht gerechtfertigt, blos darauf angelegt sei, die Leute durch den Glanz zu blenden.“

„Ja, das sind Erfindungen eingezogen — leider ist der Wohlstand solid ...“

„Aber, das Hindernis fiele weg, wenn Sie auf den erteilten Mamon verzichten, wenn Sie sich damit begnügen wollen, was ich für Sie erarbeiten werde.“

Ihr war es bei diesen Worten heiß geworden. Wie gewaltig mußte seine Liebe zu ihr sein, wenn er, der Stolz und Raubbiligkeit, so sprach. Und sie war blos verblüfft über seine bestimmte Voraussetzung, daß auch sie ihn liebte. Sie hatte ihm doch nicht den geringsten Grund zu diesem Glauben gegeben, und sie empfand auch nichts mehr für ihn als warme Freundschaft. Wie konnte dieser seine Psychologie so ertzen? Oder hatte er Recht, liebte sie ihn am Ende, ohne sich dessen bewußt zu sein? Es fieberte sie bei diesen Erwägungen, die sie fortsetzte, ohne ihm Antwort zu geben. Um sich selbst zu prüfen, zwang sie die Phantasie, ihr das Leben zu zeigen ohne die Erlizenz dieses jungen Mannes, und es erschien ihr allerdings langweiliger als jetzt, aber sie empfand nichts von schmerzlicher Sehnsucht. Und sie rief die Phantasie wieder herbei und die mußte ihr Martin darstellen mit blutenden Schläfen, hingestreckt auf dem Rasen, bleich, mit herbenem Blick, neben seiner krankhaft zuckenden Gestalt noch eine dampfende Pistole ... und ihr Herz trampelte sich zusammen, eine Thräne kam ihr in's Auge und ihre jähren Gedanken zerfielen rasch das Bild der Phantasie und in ihrer Seele jubelte es: Ich liebe ihn.

„Sie blickte auf — er sah gebeugt da, den Kopf zwischen den Händen, Trostlosigkeit in Blick und Miene.“

„Armer Martin!“ flüsterte sie für sich.

Er erhob den Kopf, ergriff ihre Hände und sah Mathilde lang innig an.

Dann murmelte er: „Da giebt es nur einen Weg! Mathilde, werden Sie meine Frau und entfliehen Sie mit mir ... das wird Ihren Eltern ein schwerer Schlag sein, den sie aber leichter überwinden werden, als wenn Ihnen in langwierigen Verhandlungen, die doch nicht zu versöhnlichem Ende führen können, täglich das Herzblut fidiert. Sie, Mathilde, würden sich einfach in diesen langatmigen Kämpfen aufreiben.“

Sie zitterte.

„Ach, meine arme Mutter ... ich fürchte, es ginge ihr an's Leben.“

„Schade, jammerschade“, sagte er tonlos. Er ließ ihre Hände los, lebte sich zurück und sentte die Augen.

Mathilde erschrak über den düsteren Ausdruck seines Gesichtes.

„Ach, lieber Herr Martin ... lassen Sie mich erst ein wenig überlegen ...“

„Das sagen Sie aus Erbarmen mit mir“, erwiderte er dumpf.

„Das sage ich aus ... aus Liebe zu Ihnen, hätte sie beinahe gesagt ...“

„Verzweiflung über die furchtbare Lage, in der ich mich befinde, und in der Abnung, daß noch eine andere Lösung möglich sein wird ...“

„Ihre Mutter, das fühle ich, wird nie ihre Zustimmung geben ... es giebt nur eine günstige Lösung ...“

„Ist in die ferne Fremde, nach Amerika ... überlegen Sie sich in Ruhe die Sache, es drängt nicht so sehr ... drei, vier Wochen ...“

Ueber den Ausschlag der Entscheidung freute sie sich unfaßbar, sie hoffte auf irgend ein Ereignis, das den Konflikt schmerzlos für die Eltern und sie selbst lösen würde. Vielleicht wird die Stimmung bei der silbernen Hochzeit eine Ausgleichung ermöglichen. Sie sah nun hoffnungsvoller in die Zukunft, und von der unmittelbaren Sorge befreit, ward sie heiter. Sie reichte ihm die Hand:

„Mein Freund, hoffen Sie ...“

„Ich danke Dir, Mathilde“, erwiderte er, ihr warm die Hand drückend. Er legte sich zu ihr.

Sie sprachen jetzt wenig.

Auf dem Stadtbahnhof wurde für übermorgen Nachmittags, da sie am nächsten Tage zu müde sein würde, ein Zusammenreffen in einer Konditorei verabredet. Sie im Hause besuchen, mochte er nicht; es sei da ungemütlich für ihn. Er preßte beim Abschied einen heißen Kuß auf ihre Hand.

5. Kapitel.

Herr und Frau Schwendt hatten noch öfter Beratungen, ehe sie endgültig überein kamen, vor dem Feste Mathilde keinerlei Bemerkungen zu machen, sie ungestört mit Freyung verkehren zu lassen, vorausgesetzt, daß sie nicht etwa gar zu leberpanties unternimmt. Später, wenn die Wohnung wieder in Ordnung gebracht sein wird, sollen Mutter und Tochter nach Paris reisen, dann nach einem Aufenthalt von mehreren Wochen an die normannische Küste gehen, von dort einen Ausflug nach England machen, von dort nach der Schweiz fahren; dahin wird Herr Schwendt nachkommen um bei ihnen einen Monat zu verweilen, die gemeinschaftliche Heimreise sollte im September über Nizza, die Riviera entlang, durch Oberitalien und über Wien erfolgen. Sie versprachen sich großen Erfolg: Die Fülle der verschiedenartigen Eindrücke würde Mathildens Gedanken von Freyung ablenken, selbst dann, wenn ihr Gefühl inniger wären, als Mathilde zugab.

Die Eltern widmeten nun ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich den Vorbereitungen für den 17. Mai, an dem es gegen ihren Willen fierlich und glanzvoll zugehen sollte. Es war nicht gut möglich, aus der großen Schaar von Freunden und Bekannten eine kleine Gruppe auszuscheiden, um in engerem Kreise den Tag inniger und behaglicher zu begehen — das hätte viel Verstimmungen hervorgerufen. Nicht ganz zwei Wochen lagen dazwischen, und es galt noch sehr viel zu besorgen. Selbst die Geschenke, welche die Jubilanten einander zuwagten, waren noch immer nicht fertig, obgleich sie längst bestellt waren.

Die Frift schien ihnen beiden, ohne daß sie es einander sagten, fast zu kurz, und Jedes dachte für sich mit Unruhe, ob wohl die Angebinde zur rechten Zeit abgeliefert würden.

Frau Johanna wußte nicht, was das bedeuten solle, daß Mathilde an dem Tag nach dem Ausfluge anscheinend sehr aufgeregt umherging und daß Freyung am Nachmittage weder selbst kam, noch eine Botchaft schickte. Sie wagte nicht zu hoffen, daß sie sich entzweit hätten. Ach, das wäre gar zu schön. So sehr es sie drängte, mit

der Tochter zu sprechen, um aus irgend einer Miene eine Verstärkung ihrer schüchternen Hoffnung herauszufinden, sie vermied es, ein Gespräch zu suchen, sie wollte den Zufall walten lassen.

Mathilde hielt sich meist in ihrem Zimmerchen auf, in Gedanken vertieft, und blühte nicht einmal um, wenn die Thür aufging und die Mutter eintrat, um nach ihr zu sehen, oder der Diener kam, der zu Tische bat.

Am Abend traf ein Brief von Robert ein. Er teilte der Mutter mit, er wisse von einem befreundeten Musiker, daß Freyung Berlin zu verlassen gedente.

Die Nachricht bereitete der Mutter große Freude. Aus den Augen, aus dem Sinn, Ach, möchte man den Herrn Freyung zum ersten Kapellmeister in Melbourne oder sonst irgendwo recht weit draußen in der Welt machen, damit Mathilde nach der Rückkehr von der Auslandsreise nicht wieder in den gefährlichen Bereich seines Einflusses gelangen könne.

Am darauffolgenden Nachmittage ging Mathilde fort, ohne zu sagen wohin, und nach etwa zwei Stunden kehrte sie mit geröteten Wangen zurück.

Die Unterredung mit Freyung hatte ihre Nerven in Aufregung gebracht.

Du hast wohl einen lüchtigen Spaziergang gemacht, daß Deine Wangen so glühn“, sagte Frau Johanna leichtsin; sie war doch nicht immer im Stande, das mit ihrem Gatten vereinbarte System getreu einzuhalten.

„Ja — im Stadtpark.“

„Wo kommt es denn, daß Herr Freyung sich gar nicht mehr bei uns sehen läßt?“ fragte die Mutter in derselben ruhigen Weise weiter.

„Ich weiß nicht ... Ich denke, er wird uns bald besuchen“, erwiderte Mathilde, da Freyung eben gesagt hatte, er werde doch wieder einmal erscheinen, damit sein Fortbleiben nicht auffalle.

Frau Johanna glaubte daraufhin ihrem Mann später sagen zu dürfen, daß zwischen Mathilde und Freyung eine Abkühlung eingetreten sei.

„Ich wußte es ja“, versetzte triumphierend Herr Schwendt. „Nur nicht eingreifen, nicht mit Milde, noch mit Strenge ... bei jungen Menschen ist der Heiltrieb der Natur stark, das gilt auch für selbstliche Verbindungen.“

„Ach, ich möchte ja gern im Unrecht bleiben, wenn die Sache nur ein gutes Ende nimmt“, meinte sie hoffnungsvoll. „Ich freue mich auch nicht wenig, daß die letzten Nummern von „Gegen den Strom“ nichts, auch nicht einmal eine Anspielung enthalten, die Dir und Deiner Richtung feindlich wäre. Ich wünschte schließlich, daß Robert sich so auch weiter erhalte, zum mindesten noch zehn, zwölf Tage.“

Mathilde war um sechs Uhr fortgegangen, um, wie sie ungefragt erklärte, einige Einkäufe zu besorgen und dann noch einen kleinen Spaziergang zu unternehmen.

Das Verheimlichen und die Notthüge waren ihr so zuwider, daß sie auch wirklich in einen Laden trat und einen Gegenstand kaufte, dessen sie gar nicht bedurfte. Dann ging sie so rasch als möglich nach unten in den Garten zu gerathen, in den Stadtgarten, wo der Freund in einem selten aufgesuchten Rondeau sie erwarten sollte.

Knapp davor blieb sie stehen; er sollte an ihrem hastigen Athem, an ihren von dem raschen Gange geröteten Wangen nicht erkennen, mit welcher Ungeduld sie hierher geeilt war.

Sie fand ihn schon vor, aber nicht, wie es seine Art sonst war, ruhig auf einer Bank sitzend, ein Bein über dem andern, sondern nervös auf und niedergerhend, mit gerötetem Gesicht und funkelnden Augen.

„Da bin ich, Martin ...“

„Er eilte auf sie zu.“

„Ah ... komm, setzen wir uns ... wie schön Du wieder heute bist! eine leibhaftige Sphidie! Er geleitete sie zu der Bank, über welcher Fliederbüsche schützend ihre reichdehauften Zweige ausbreiteten. Sie nahmen Platz.

Mathilde war verduzt. Zum ersten Male geschah es, daß er ihr schmeichelnde Worte sagte.

„Thildchen, hast Du mich auch wirklich lieb?“

„Ist mein Erscheinen Ihnen noch nicht Beweis genug?“

„Das steife „Sie“ könntest Du wahrhaftig schon außer Dienst setzen“, sagte er fast unwillig.

„Martin, ich will mich schon daran gewöhnen ... will es heimlich über und Sie dann damit überraschen. Gut Ding braucht Weile.“

Er schlang seinen Arm um ihre Taille und küßte ihr die Wange. Mathilde schrat zusammen vor Ueberraschung und vor Freude.

„Komm, mein Lieb ... Du mußt Dich entscheiden; die Frift, die ich Dir ansetzt, erscheint mir nun wie eine Ewigkeit. Ich kann nicht länger

warten ... je eher, je lieber will ich wissen, ob mir das Glück hold ist.“

Sie legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Bitte ... drängen Sie mich nicht, lassen Sie mich Zeit ... es ist etwas Furchtbares, was Sie ... was Du von mir verlangst ...“

Freyung rückte näher an sie heran, er sentte seinen dämonischen Blick in ihre Augen, er sprach rasch, leise, mit Leidenschaft. Die Worte überprübelten sich, seine Stimme klang heiser und sie bebte ... er raffte alles zusammen, was in ihm an Energie, an Ueberredungskunst, an Leidenschaft vorhanden war, und rebete auf sie ein und ließ seinen glühenden Blick auf sie werten. Ihr ward ängstlich zu Muth; es kam ihr vor, als wollte er die Liebe zu den Eltern mit erbarmungsloser Hand aus der Seele reißen. Wie eine junge Birke sich im Brausen eines Orkans hin- und herbeugt und durch schmiegames Nachgeben dem drohenden Tode zu entrinnen hofft, bis ein Windstoß sie plötzlich tief unten am Stamm erfaßt und sie zerbricht, so wehrte sich Mathilde gegen die Uebermacht, welche von Freyung ausging, bis endlich unter einem heftigen Ansturm ihr Widerstand gebrochen war ... von Schmerz überwältigt und doch auch glücklich flüsterte sie:

„Nun gut, ich beuge mich Deinem Willen. Ich mit mir, was Du willst.“

„Mein Mädchen“, flüsterte er und wieder küßte er sie lange auf den Mund, daß ihr die Wellen des Blutes warm und weich durch die Adern rollten ...

„Also morgen um 1/7 Uhr treffen wir auf dem Hauptbahnhof zusammen“, sagte er, sich plötzlich erhebend. „Ein Freund von mir in Hamburg, im Amte, wird uns die ständesamtliche Trauung ermöglichen. Ich muß fort, habe noch allerhand Vorkehrungen zu treffen.“

Mathilde wurde es eiskalt.

In wenigen Minuten hatte er ihr alle Weisungen in Bezug auf die Reise gegeben, nun beiste er sich, fortzugehen, um seinerseits die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Mathilde konnte nur langsam vorwärts kommen, die Füße wollten sich nicht vom Boden erheben, schienen mit Blei gefüllt. Sie schwante nach Hause. Sie wollte ruhig denken, vermochte es aber nicht, ein Chaos von Empfindungen und Gedanken herrschte in ihrem Kopfe, sie wußte nicht recht, ob sie wachte oder träumte, war sich nicht bewußt, wo sie sich befand und wäre um ein Geringes von einem dahinsaufenden Motorwagen überfahren worden. Ein Herr hatte sie in den letzten Augenblicke zur Seite gerissen und sie wegen ihrer Unbedachtbarkeit „Verträumte Gans“ angeschrien ... die Worte waren an ihr Ohr geflungen wie irgend ein anderes Geräusch, ohne daß sie deren Bedeutung erfaßt hätte, sie wußte gar nicht, daß der Ausruf an sie gerichtet war.

Als sie zu Hause eintraf, brachten sie die bösen Blicke ihrer Mutter und die unfreundliche Miene des Vaters ein wenig zu sich.

Das Abendessen verlief still.

Frau Johanna hob die Tafel auf. „Mathilde, komm ins Empfangszimmer mit uns. Wir haben mit Dir ein Wort zu reden.“

Mathilde ermachte bei dem strengen Ton der Stimme völlig und blühte auf. „Ein Wort zu reden?“

„Aber das schredt sie nicht. Was lag ihr daran, sie stand noch ganz unter dem Eindruck des bedeutungsvollen Zusammenstreffens im Stadtgarten, sie fühlte auf ihrem Munde noch den warmen Druck von Martins Lippen.“

Sie begaben sich alle drei ins Empfangszimmer und Frau Johanna nahm diesmal absichtlich an dem Tische in der Mitte unter dem Lüster Platz, wo auch der Gatte und die Tochter niederstehen mußten — so konnte sie am besten Mathildens Mienspiel beobachten.

„Höre, Mathilde“, begann sie. „Du kannst nicht sagen, daß wir Dir nicht ein großes Maß von Unabhängigkeit gewährt hätten. Nun, Du hast das nicht verdient. Du hast unser Vertrauen getäuscht ...“

Sie macht eine Aunspauze.

Mathilde nahm das gleichmüthig hin sie erhobete nicht, erblickte nicht und man bemerkte auch nicht, daß sie etwa zitterte.

Mit erhobener Stimme und strenger Miene fuhr die Mutter fort: „Dr. Sellin kam ungefähr vor einer Stunde zufällig an dem Rondeau im Stadtgarten vorbei und sah Dich dort mit Freyung sitzen.“

„Ja! Und was ist da weiter daran?“

„Wenn es nur das gewesen wäre!“ rief zornig und voll Verachtung die Mutter. „Ihr habt Euch auch geküßt!“

Mathilde blieb bei alledem ruhig.

„Ja, ich habe mich von Martin küß-

fen lassen, ich habe ihn geküßt — weil wir uns lieben! Hat Dich denn Papa nicht auch heimlich geküßt und Du ihn, als es klar wurde, daß Ihr einander gut waert. Ich kann mir dies zum Mindesten nicht anders denken.“

Frau Johanna war blutroth geworden und auf Herrn Schwendts Gesicht erschien ein Lächeln der Verlegenheit — ja, auch sie hatten sich zum ersten Male heimlich, unter dem gültigen Schutze einer Weibe mit herabhängenden Zweigen an einem schönen Maienabend geküßt.

„Wie kannst Du auch nur Papa und Freyung vergleichen, in einem Athem nennen“, sagte nun wieder gefaßt die Mutter. „Dein Papa war und ist ein Mann vom edelsten Schlage und —“

„Das ist Freyung auch!“ versetzte Mathilde gereizt.

„Meiner Ansicht nach nicht“, entgegnete die Mutter. „Du liebst ihn, das trübt Dir das Urtheil!“

„Aber, Mama, dasselbe hätte man damals auch Dir entgegen halten können. Hättest Du darauf geachtet?“

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Schreiber.

Auf dem jüngst im Tuileriengarten enthüllten Denkmal Jules Ferrys, den die dritte Republik als den Vater des obligatorischen, unentgeltlichen Schulunterrichts verehrt, ist ein marmorner Hofenmay in andachtsvollem Aufblick zu dem großen Staatsmann mit dem steinernen Oberstellenergesitz zu schauen. Der Bildhauer hat es mit feiner Allegorie gut gemeint; aber wenn der kleine Abschuß auf dem Denkmal die junge Generation Frankreichs repräsentieren soll, so hat es damit in Wirklichkeit noch gute Wege. Hat doch der letzte Rekrutenjahrgang, der bereits der Segnungen der Ferryschen Schulgesetzgebung in vollem Umfang hätte theilhaftig werden sollen, nicht weniger als 14,000 des Lebens und Schreibens unfundige Vaterlandsverteidiger geliefert. Eine Rufsin, Madame Lagardelle, hatte sich beunruhigt vernehmen, diesen Analphabeten im Waffenrod die Anfangsgründe des Abes in kurzer Zeit spielend beizubringen; allein sie scheint bei ihrem Unternehmen auf unerwartete Schwierigkeiten, vielleicht auch bloß auf männliche Eifersucht, gestoßen zu sein, so daß der Gouverneur von Paris ihr den schmeichelhaften Lehrauftrag wieder entzog. Gabe es eine Möglichkeit, in ähnlicher Weise eine Statistik über Wissen und Nichtwissen des weiblichen Theils der Bevölkerung aufzustellen, so würden die Ergebnisse voraussichtlich noch weit betrüblicher ausfallen.

Wer in Frankreich lebt, kann alle Tage, nicht nur in der Provinz, sondern in Paris, der Lichtstadt, selbst, die überausendsten Erfahrungen namentlich bei dienstbaren Geistern machen, deren Intenentniß der elementarsten Begriffe von Lesen und Schreiben häufig die Verständigung recht tüchtig gefaltet. Verfügt der Dienstherr über einiges zeichnerisches Darstellungsmögen, so kann er wenigstens mit Hilfe einer Zeichensprache schriftliche Befestlungen hinterlassen, auf die Gefahr hin, daß die Bilderschrift gelegentlich falsch gedeutet und ein Sammel als ein Kalb ausgelegt wird. Schier unüberwindliche Hemmnisse stellen sich jedoch meist der Abrechnung entgegen, für die man ausschließlich auf das Gedächtniß und den guten Willen des Hilfsgeistes angewiesen bleibt. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen ein angesehenes mittelalterliches Gewerbe, das man höchstens noch in Spanien und Portugal in Wüste glaubt, in Paris selbst noch goldenen Boden findet.

Wie ein kulturhistorisches Denkmal ragt in der Nähe des finstern Frauengefängnisses Saint Lazare das alte, wintlige, gezielte Lädchen eines öffentlichen Schreibers über die gerade Häuserreihe der Nachbarschaft hinaus in die Straße. Hinter den verstaubten Scheiben erwartet man einen in vermitteltes Elvwerk gehüllten Mummelgreis zu finden, den die Jahrhunderte verschont haben, wie er mit zitteriger Hand den Gänsefiedel in schnörrigen Zügen über das Pergament führt. Man irt sich. Der Inhaber des alterthümlichen Lädchens ist ein junger Mann, der die Besucher in einen mit modernem amerikanischem Bureaumobililar ausgestatteten, elektrisch erhellenen Raum führt, um dort die Aufträge eines geschäftigen Publikums entgegenzunehmen. Nicht ohne Stolz nennt er sich zwar den „letzten öffentlichen Schreiber“, allein das alte Lädchen dient ihm nur noch als Aushängeschild, denn es weckt das Vertrauen der einfachen Leute aus dem Volke. Sein Vater, ein mittelalterlicher pensionierter Offizier, hat es schon vor einem andern Vorgänger übernommen, und dem heutigen Besitzer, der das erste juristische Staatsexamen hinter sich hat, führt es stetig eine reichliche Kundschaft zu.

Man glaubt nicht, wie vielseitig die

Thätigkeit des letzten öffentlichen Schreibers ist! Am einträglichsten gestaltet sich für ihn, dank dem zopfigen Formeltram der Verwaltungsbureautratie, die Ausfertigung von Gesuchen, Mißschriften, Bewerbungen aller Art, die alle in vorgeschriebenen Formen auf vorgeschriebenem Papier oder auf Stempelbögen abgefaßt sein müssen, sollen sie Aussicht auf Beachtung haben. Man braucht kein Analphabe zu sein, um angefaßt all der schredhaften Papierwirtschaft sich zu dem Schreiber zu klüchten, der in solcher Wirral amlicher Vorschriften und Kleinrämereien Bescheid weiß wie ein Lotse in gefährlichem Fahrwasser. Der Lotse hat ein gutes Herz. Er fleuert auch arme greise Leute, die seine Dienste erbitten, durch die Papierfluth der städtischen Bureauaus sicher in den ruhigen Hafen des Altersabls ohne Lotfengeld zu verlangen.

Erfriedigte Abwechslung bringen dem Schreiber die Besuche junger Weiblichkeit. Erstehend rüden die drallen Dienstmädel, die toletten Arbeiterinnen mit ihrem Anliegen heraus, das er ihnen längst vom Gesicht abgelesen hat: Ein Liebesbrief an den Schab, der bei den Jopent in Afrika dient oder auswärts arbeitet. Den Inhalt des Schreibens haben sie im Kopf, aber der Schreiber versieht's meisterlich, schöne Floskeln, ziervolle Arabesken hineinzuflechten, so daß der ferne Schab an Stelle naiven Gekramels eine prachtvolle Liebeserklärung zu lesen kriegt — notabene, wenn er selbst zu lesen versteht! Doch selbst Dichter nehmen, wie das Karitätenkabinett des Schreibers aufweist, zu dessen Klüften gelegentlich ihre Zuflucht. Warum nicht? Mühen Poeten durchaus das Schreiben gelernt haben? Auch Raffael wäre ein großer Künstler, auch wenn er ohne Hände geboren wäre.

Dr. Emil Schulz.

Die Nerven der Großstädter.

Für diese kommt hauptsächlich die Berufsstellung in Betracht. Es sind durchaus nicht alle Berufsstände in gleichem Maße bei den Nervenkrankheiten theilhaftig. Das wird man ohne weiteres verstehen, wenn man bedenkt, daß zwar einerseits jedes Organ durch vermehrte Leistung gethätigt werden kann, daß aber andererseits die Gefahr besteht, zu starken Anforderungen zu unterliegen. So kann man es begreifen, daß die Kopfarbeiter verhältnismäßig oft von Nerven-schwäche befallen werden. Aber auch unter den Muskelarbeitern sind Nervenkrankheiten keineswegs unbekannt, ja sie sind weit häufiger, als man gewöhnlich annimmt. Denn bei jeder Muskelarbeit ist auch das Nervensystem stark betheilig. Ohne die Nerven können die Muskeln nichts leisten. Da aber beim gewöhnlichen Handarbeiter die Thätigkeit des Nervensystems nicht eine derartig intensive und anstrengende wie beim Kopfarbeiter ist, so ist die häufigere Betheiligung der letzteren bei den Nervenkrankheiten verständlich. Gefährdet sind die Muskelarbeiter besonders da, wo bestimmte Schädlichkeiten in Betracht kommen, die das Nervensystem zu schädigen geeignet sind. Hält man indessen die höhere Betheiligung der Hirnarbeiter bei den Nervenkrankheiten fest, so muß sich hieraus eine bedeutende Belastung der Großstädter ergeben, weil die Hirnarbeiter in der Großstadt prozentual wesentlich stärker vertreten sind als in der Kleinstadt oder auf dem Lande. Wenn übrigens, was öfters der Fall ist, angenommen wird, daß der Konkurrenzkampf in der Großstadt lebhafter und daß infolge dessen hier das Nervensystem eher gefährdet ist als auf dem Lande und in der Kleinstadt, so ist dies in mancher Hinsicht ein Irrthum. Wenn der Großstädter zur Sommerzeit bei einer Wanderung über die Berge in der Ferne ein Dörfchen oder ein Städtchen liegen sieht, das aus dem Grün der Büume hervorblickt, so preßt er die friebliche Lage jenes Ortes, und er kann es sich dann nicht vorstellen, daß dort ähnliche Kämpfe stattfinden können wie in seiner großstädtischen Heimath. Wer aber eine Zeitlang in einem solchen Orte lebt, erkennt sehr bald, daß das Friedliche nur eine Täuschung war, daß menschliche Leidenschaften, Neid, Mißgunst, Haß, Eifersucht an dieser scheinbaren Stätte des Friedens ganz ebenso haufen wie in der unruhigen Großstadt, daß ebenso wie in dieser auch dort die Menschen einander beschaden, daß Egoismus, Selbstsucht, Ehrgeiz auch dort die Triebfedern des Handelns sind.

Manchen Menschen misstraut man, weil man sie noch zu kurz, manchen wieder, weil man sie schon zu lang kennt.

Bei den Friedensunterhandlungen zwischen den Revolutionären und der Regierung von Honduras wurden sechs Präsidialkandidaten, drei von jeder Seite, vorgeschlagen. Also ein halbes Duzend Ursachen für künftige Revolutionen.